

# Auszug aus „Schicksalsjahre im Sudetenland“

Bericht aus Oberplan in Südböhmen - Glöckelberg betreffend von Traudl Woldrich

## Winter in Glöckelberg

Nun versuchten wir uns in unserer einzigen, möbellosen Stube in Glöckelberg so einzurichten, dass wir einigermaßen über den Winter kommen würden. Außer dem großen Bett, das bei unserem Einzug in der Wohnung stand, hatten wir nun auch Siegfrieds Kinderbett, ein schmales Eisenbett, das als Couch fungierte, einen Tisch und zwei wackelige Stühle, einen ständig rauchenden Ofen und einen alten Reisekorb. Die Kleider hingen an einer übers Eck gespannten Wäscheleine, das Geschirr hatte auf einem wackeligen Regal Platz.

Sehr früh begann es in diesem Jahr zu schneien. Das Haus des Hableschusters hinter der alten Post, eines der typischen Böhmerwaldhäuser, war schon bald im Schnee versunken. Nur an der Rauchfahne, die aus dem Kamin stieg, merkte man, dass unter den Schneemassen noch Menschen wohnten. Es schneite und schneite. Man konnte sich gar nicht vorstellen, wo all der Schnee herkam. Die amerikanischen Jeeps, die ihren Kameraden an der Grenze in Schöneben das Essen bringen sollten, kamen nicht mehr durch. Nun wurden die Glöckelberger aufgerufen, die Straße

freizuschaufeln. Jede Familie musste täglich eine Person stellen für das Räumkommando. Mutter und ich wechselten uns ab. Es war eine fürchterlich schwere Arbeit und es dauerte fast eine Woche, bis die Bahn freigeschaufelt war. Was wäre das für ein schöner Skiwinter gewesen! Aber die Deutschen waren gezwungen worden, alle Skier abzugeben. Und wer Skier hatte, wie auch ich, traute sich nicht zu fahren.

Einmal trafen wir jungen Leute uns in Hüttenhof und stapften den Holzweg zum Hochficht hinauf. Einige Burschen zogen zwei schwere Holzschlitten mit. Etwa auf halber Höhe zum Gipfel war der Weg zu Ende. Wir wendeten die Schlitten, setzten uns darauf und heidi, ging die Fahrt los. Nie mehr habe ich eine schauerlich-herrliche Schlittenfahrt mitgemacht, wie diese rasende Fahrt durch den verschneiten Böhmerwald.

Siegfried tollte mit seinem Schlitten im hohen Schnee herum. Der Schlitten war sein einziges und auch liebstes Spielzeug. Am liebsten hätte er ihn mit ins Bett genommen. Und weil ich nicht Skifahren durfte, ging ich damals oft und gerne mit ihm zum Schlittenfahren.

Aber die meiste Zeit in diesem letzten Advent in der Heimat verbrachten wir in Färbers Stube in der alten Post. Sie wurde nun zum Treffpunkt für alle Oberplaner, die nach Glöckelberg, Hüttenhof und Josefthal vertrieben waren. Färbers hatten nämlich Dank vieler alter Freundschaften mit Glöckelbergern immer ein warmes Stübchen. Bei den geringen Holzvorräten, die die anderen Familien hatten, wurde dieses sehr geschätzt. Außerdem hatten sie eine uralte Nähmaschine mitgebracht, die alle wie einen großen Schatz hüteten. Wer etwas zu nähen oder zu flicken hatte, erledigte dies gleich hier. So waren an manchen Nachmittagen dieses Advents 1945 in der Färberstube alle Truhen, Betründer und Fleckerlteppiche besetzt mit Besuchern.

In diesen Geheimsitzungen wurden oft sehr wichtige Beschlüsse gefasst und so mancher Fluchtplan mag hier Gestalt angenommen haben. Viele unserer Freunde nutzten die Nähe der Österreichischen Grenze und verließen heimlich ihre Heimat. Einige rechneten damit, dass ihnen Geschäftsfreunde in Österreich weiterhelfen könnten. Der Viehhändler „Stifter Toni“, der Bäcker Schilhansl und die Familie Kwitek vom größten Textilgeschäft in Oberplan warteten die Ausweisung nicht ab. Sie setzten sich ebenso wie die Familie Ginzl, die Angst vor Verschleppung in das Landesinnere hatte, schon sehr bald über die Grenze ab. Familie Feichtinger bekam eine Ausreisebewilligung nach Österreich. Für die Familie Webinger, die ins Tschechische verschleppt worden war, wurde die Flucht währen ihres Weihnachtsurlaubes bei den Großeltern in Glöckelberg geplant und durchgeführt.

In den letzten Adventtagen war das Häufchen der Oberplaner, die noch in Glöckelberg waren, schon ziemlich zusammengeschmolzen. Es waren nur mehr einige allein stehende Frauen und alte Leute hier. Wir dachten nicht an Flucht wegen unseres kleinen Siegfried, zumal über der Grenze in Österreich die Russen waren. Man hatte von Vergewaltigungen gehört und von Todesschüssen an der Grenze. Der Hauptgrund aber, warum wir bis zuletzt aushalten wollten, war der, dass wir immer noch keine Nachricht vom Vater hatten. Wir hofften, dass er uns leichter finden würde, wenn wir noch daheim wären.

Bei den zwangslosen Zusammenkünften in der Färberstube ging es oft sehr lustig zu. Um Petroleum zu sparen, saßen wir stundenlang im Dunkeln. Ab und zu zündete der Färber mit einem Span vor dem Ofentürchen seine Pfeife an. Diese durfte nie kalt werden und wenn er Heilkräuter oder Torf rauchen musste. Und da wurde erzählt und erzählt und in Erinnerungen geschwelgt. Wie lustig ging es doch in Oberplan an der Kirchweih und im Fasching zu, was hatte man sich gegenseitig für Streiche gespielt, aber auch geholfen, wenn einer in Not war. Und die Not war groß gewesen im Böhmerwald nach dem ersten Weltkrieg.

Wenn ich dann am Abend oder am nächsten Tag in Stifters Werken las, die Färbers als einzigen Lesestoff mit in die Verbannung gerettet hatten, meinte ich, Stifters Großvater mit des Färbers Stimme erzählen zu hören. Und über des Dichters Geschichten, die um Oberplan herum spielten,

wie etwa „Der beschriebene Tännling“ oder „Granit“ fand ich Zugang zu allen Werken Stifters und lernte ihn damals, fünfzehnjährig, lieben, wie keinen unserer großen Dichter.

So verlebten wir damals, 1945, einen sehr beschaulichen Advent. Wir hatten etwas, was heute sehr rar ist: Zeit. Zeit zum Lesen und zum Lauschen, zum Singen und, so sonderbar es für unsere Situation war, Zeit zum Lachen und Fröhlichsein. Und so nahte der Heilige Abend.

## **Advent in Glöckelberg**

Frau Hedwig, wie wir die „Posthedwig“ nannten, hatte immer unsere Ersatzgroßmutter gespielt. Sie war ein Oberplaner Original. Keiner, der sie kannte, wird sie je vergessen. Ihr Henkelkorb, der noch heute in meiner Wohnung einen Ehrenplatz einnimmt, war in diesen Tagen in Glöckelberg für uns zum Symbol der immerwährenden Freude geworden. Täglich machte dieser Korb auf Karys Milchauto den Weg von Oberplan nach Glöckelberg oder in umgekehrter Richtung. Mal hatte Frau Hedwig aus geheimen Quellen Mehl und Zucker für Weihnachtsbäckerei herbeigezaubert. Nach und nach gelangten in diesem Korb immer neue Köstlichkeiten in unser Exil: Hagebuttenmarmelade und Rinderfett, Schlehenschnaps und selbst gesammelte Haselnüsse, Tannensirup und Kandiszucker. Frau Firmschrott schickte

uns einmal ein halbes Kilogramm Salz mit, ein Geschenk, das nur der richtig einzuschätzen weiß, der, wie wir damals, seit Monaten nur ausgewaschenes Viehsalz zum Salzen hatte.

Der Müller von Hüttenhof zeigte auch eine offene Hand. Er machte fein ausgemahlenes Roggen- und Gerstenmehl locker. Nun fehlte kaum mehr etwas. Wir konnten mit der Weihnachtsbäckerei beginnen. Was wurde da nicht alles erfunden! Aus einer Tasse Kaffeesatz, (Rückstände aus amerikanischen Feldküchen), einer Tasse Zucker, einer Tasse Mehl, einem Ei und einem Teelöffel Hirschhornsalz zauberte unsere Mutter einen Kuchen von einer Schwärze und Flaumigkeit, dass jede Sachertorte aus Neid davor erblassen musste. Und erst die Plätzchen aus Stärkemehl (einem Abfallprodukt der Reiberknödel), das seit Wochen gesammelt worden war, und Roggenmehl! Wie duftete das Gebäck durch das ganze Haus!

Kurz vor dem Heiligen Abend durfte sich jede Familie mit kleinen Kindern im Wald einen Christbaum holen. Mutter kam mit einem winzigen Fichtlein nach Hause, ganz erschöpft. Bis zu den Hüften war sie im Schnee eingesunken. Wir dachten an die herrliche große Tanne, die alljährlich daheim in unserem Wohnzimmer stand und an Vater, der sie mit großer Liebe geschmückt hatte. Auch der neue Christbaumschmuck von unserer Gablonzer Tante fiel uns ein, der nun irgendwo auf Färbers Dachboden auf das Auspacken wartete.

## **Der Heilige Abend 1945**

Am Vormittag des Heiligen Abends machten wir uns zu Dritt auf den Weg zum Melmer Heger: Werner, Färbers Berliner Ferienjunge, Prinz, der Hund, und ich. Eine Stunde wanderten wir querfeldein über die verharschten Schneefelder und durch verschneite Wälder, Prinz fest an der Leine. Das Hegerhaus auf der Lichtung sah aus wie das Nikolaushaus aus einem Märchenbuch. Und die Hegersleute erschienen uns wie gute Weihnachtsengel, als sie jedem von uns ein Glas Honig, ein Stück Butter und fünf Eier in den Rucksack steckten. Zur Stärkung gab es noch Milch und Butterbrot. Wir kamen uns vor wie im Märchen. Auf dem Heimweg waren wir froh, dass wir Prinz, den ich ja eigentlich immer gefürchtet hatte, mitgenommen hatten. Er zog uns mit sich fort, wieder querfeldein in immer schnellerem Tempo. So kamen wir zurück nach Glöckelberg, noch ehe die Dämmerung einfiel.

Mutter hatte mittlerweile das Christkind in Gestalt von Frau Kary, der Glöckelberger Wirtin getroffen. Die Karys mussten für die Tschechen in Glöckelberg schlachten und kochen. Das, was Frau Kary ab diesem Heiligen Abend für viele der Vertriebenen in Glöckelberg tat, hätte für sie

leicht schlimme Folgen haben können. Sie brachte uns einen großen Topf Suppenknochen, an denen noch wesentliche Fleischreste hingen und ein etwa faustgroßes Stück Kalbfleisch. Es war das erste Fleisch, das wir seit einem halben Jahr zu Gesicht bekamen. Nun konnte Mutter für den Weihnachtsfeiertag einen Braten, für den Stephanitag einen Hackbraten planen. Was für ein Schlemmerfest stand uns bevor! Das Essen für den Heiligen Abend war schon vorbereitet: Kartoffelsalat, wie jedes Jahr, Dörrzwetschken (auch sie waren in Frau Hedwigs Wunderkorb) und einpanierte Kartoffelzelten. Wer eine gute Einbildungskraft besaß, dem schmeckten sie wie der beste Karpfen.

Nach dem Essen musste Siegfried bei Färbers auf das Christkind warten. Mutter und ich holten das am Vortag geschmückte Fichtlein aus der Nachbarwohnung. Es sah mit seinem Schmuck aus Papiersternen, eingewickelten Zuckerln und vielerlei Plätzchen ganz allerliebste aus. Pro Person konnten wir zwei Kerzlein kaufen. Eine Kerze bekamen wir von

Färbers, eine von Zemans geschenkt. Aus acht Kerzen kann man gut sechzehn machen. Welch strahlenden Glanz verbreiteten doch diese sechzehn Kerzlein in unserem Zimmer. In den letzten Wochen hatten wir uns oft mit dem Licht begnügen müssen, das aus dem geöffneten Ofentürchen fiel.

Nun saßen wir drei Familien aus dem Haus um unser kleines Bäumlein. Es leuchtete ein kleiner Hoffnungsschimmer auf. Es war an diesen Tagen so viel Liebe zwischen den Menschen sichtbar geworden. Jeder hatte versucht, mit dem Bisschen, das er hatte, anderen eine Freude zu machen. Zwei Zinnsoldaten für Siegfried, zwei alte Bücher für mich, ein Schal für Mutter waren Geschenke irgendwoher, von Frau Hedwig aufgetrieben und in die Verbannung geschickt. Dank Frau Hedwigs Kräuterweiblein-Eigenschaften gab es für alle noch einen Tee mit selbstgemachten Schlehenschnaps zu unseren Wunderplätzchen und Hausfrau Striezel mit „Heinibuda“ (=Honigbutter). Herma, die auch bei einem tschechischen Bauern arbeitsverpflichtet war, war zum ersten Mal wieder bei ihren Lieben.

Nun holten wir auch noch Familie Fuchs (sie Tschechin, er Deutschamerikaner) in unseren Kreis, damit sie mit uns feiern sollten. Frau Fuchs beteuerte ein ums andere Mal, dass sie noch nie ein so schönes Weihnachtsfest gefeiert, und noch nie einen so schönen Christbaum gesehen hätte.

Wir vermisste unseren Vater sehr, waren wir doch nun die einzige „unvollständige“ Familie in der Runde. Gerüchte hatten uns erreicht, er wäre in einem englischen Kriegsgefangenenlager gesehen worden. Wir konnten ihn also noch am Leben hoffen und wir hofften auch, dass er mit Menschen zusammen die Weihnachtsfeiertage erleben konnte, die die Botschaft des Festes der Liebe begriffen hatten.

Mitternacht gingen wir aller, außer der Hausfrau und den Kindern in die Kirche. Das Gotteshaus war voll bis auf den letzten Stehplatz. Man spürte, dass sich jeder hier die Kraft holen musste für die ungewisse Zukunft. Man merkte und spürte aber auch, dass die Menschen hier die Weihnachtsbotschaft begriffen hatten, weil sie die Armseligkeit des Kindes in der Krippe teilen durften und die helfende Liebe der Hirten nachempfinden konnten.

So neigte sich dieses Jahr 1945 dem Ende zu. Die „Koiwa-Weil“, die Tage zwischen den Jahren, gingen dahin. Das Jahr hatte Europa den Frieden gebracht. Uns im Böhmerwald hatte jetzt erst der Krieg eingeholt. Europa jubelte im Frieden, und die, die im Krieg am wenigsten gelitten hatten, jubelten am lautesten. Das spürte man auch in dieser Silvesternacht in Glöckelberg. Unsere Ängste waren noch nicht zu Ende. Noch immer schwirrten die Gerüchte von einer Umsiedlung nach Sibirien. Doch selbst wenn es stimmen sollte, und wir alle nach Deutschland umgesiedelt würden – was erwartete uns in diesem geschlagenen Land, das von der ganzen Welt gestraft wurde für das Handeln einiger Verbrecher?

## **1946 – Was wird es uns bringen?**

Nach Weihnachten war der Alltag wieder eingekehrt in Glöckelberg. Wir mussten von den so genannten „Judenrationen“ leben. Es gab kein Fleisch, keine Vollmilch, keine Butter, kein Weizenmehl und vor allem kein Salz. Das Geschenk von Frau Firnschrott teilten wir sorgfältig ein. Hunger litten wir keinen, Mutter machte aus Hefe einen feinen Brotaufstrich und wir lernten auch den Senf auf dem Brot zu schätzen. Unser Lieblingsgericht wurde Kartoffelgulasch mit viel Paprika. Kartoffeln und Brot hatten wir genügend und auch die Zuteilungen von Margarine, Eiern und Zucker reichten.

Große Sorgen bereitete uns nun die Tatsache, dass die Holzvorräte zur Neige gingen. Mutter ging auf die Gemeinde und bat um einen Bezugschein für Holz, den sie auch bekam. Zwei Festmeter Holz durfte uns ein Bauer aus dem Staatswald anliefern. Als wir es zersägten, spritzte das Wasser heraus und beim Hacken erst recht. Das Holzhacken in der Garage des Milchautos war eine willkommene Abwechslung. Noch hatten wir etwas gutes trockenes Holz, sodass wir während der Zeit des Kochens in der Bachröhre und unter dem Ofen das nasse Holz etwas aufdrocknen konnten.

## **Die Russen kommen**

Eines Tages erschreckte uns eine Kolonne russischer Soldaten, sie aus den verlassenen Höfen unserer Bauern Heu für ihre Pferde nach Oberösterreich holten. In Glöckelberg machten sie Rast und schwirrten aus in die Häuser. Plötzlich stand ein junger Russe auch in unserem Zimmer. Mutter und ich erstarrten. Er lächelte freundlich: „Mate Caj, Maminka?“ fragte er meine Mutter. Nun, sie verstand. Nur Tee wollte er vorerst. Sie stellte Wasser auf, der Soldat holte ein Säckchen Tee aus seinen Tornister. „Russischen Tee“. Den hatten wir nun freilich nicht gehabt, nur Kräutertee von unserer Frau Hedwig. Er packte nun weiter aus: Weißbrot, Wurst und Schokolade und bot Siegfried davon an. Zaghafte nahm dieser ein Stück Weißbrot und der junge Russe freute sich. Dann versuchte er zu erzählen in einem Kauderwelsch aus Russisch, Tschechisch und Deutsch: Der Krieg sei zu Ende. Er freue sich auf seine Maminka. Dabei nahm er Mama in die Arme und gab ihr einen Kuss auf die Wange. Wir erstarrten. Er freue sich auch auf sein Mädchen. Dabei wirbelte er mich im Tanz herum. Als er unsere Angst sah, setzte er sich auf einen Stuhl, schlug sich auf die Schenkel und lachte schallend. Mama schickte Siegfried in die Nachbarwohnung zu Familie Fuchs, sie möchten bitte herüberkommen. Sie hoffte, Frau Fuchs, die Tschechin, könnte sich leichter mit dem jungen Mann verständigen, Herr Fuchs sollte unseren männlichen Beschützer darstellen. Sie kamen wirklich, waren aber sehr erschrocken, als sie den Russen sahen. Wir waren sehr froh, denn wir beide mussten schon lange dringend aufs Clo, wollten aber jeweils den anderen mit dem Russen nicht alleine lassen. Aber schließlich merkten wir alle, dass er ein harmloser Junge war, der sich vor allem auf seine Heimkehr freute. Nach etwa zwei Stunden blickte er auf die Uhr über dem Sofa, schob seinen Uniformärmel zurück und zeigte uns stolz drei Uhren an seinem Handgelenk, dann wirbelte er Siegfried herum, drückte uns allen einen Kuss auf die Wange und verschwand. Starr blickten wir ihm nach. Uns wurde ganz schwach in den Beinen. Frau Fuchs fand zuerst Worte:

„Sind doch nicht so, die Russen, wie man immer hört!“ und wir stimmten ihr erleichtert zu. Durch das Fenster sahen wir, wie sich der Treck Richtung Grenze in Bewegung setzte. „Unser Russe“ winkte uns noch mal zu, und bald war der Spuk verschwunden.

Leider mussten wir am nächsten Tag hören, dass dieser Russenbesuch nicht überall so fröhlich war, wie bei uns. Es gab in anderen Häusern Prügel und Belästigungen von Frauen, auch von einer Vergewaltigung hörte man.

## **Wie soll es weitergehen?**

Von Vater wussten wir immer noch nichts. Unsere gemeinsamen Gebete am Abend hatten sich gewandelt. Wir beteten nicht mehr: „Lieber Gott, lass unseren Vater bald heimkommen“, seit wir sehen mussten, dass alle aus dem Krieg heimgekehrten Männer nach und nach in den Nächten aus ihren Betten geholt und in tschechische KZs und

Gefängnisse geprügelt worden waren. Wir beteten nun immer: „Lieber Gott, lass unseren Vater gesund sein, lass ihn aber, bitte, bitte, nicht heimkommen, aber lass ihn uns bald finden!“. Aber es schien, als würde Gott auch diese Gebete nicht hören.

Es schien nun endgültig festzustehen, dass wir unsere Heimat verlassen müssten. Viele junge Leute hier an der Grenze wurden nun zu Schmugglern. Wie Diebe brachten sie verschiedene Wertsachen, Geld und Sparbücher über die nahe Grenze zu Verwandten und Bekannten nach Österreich und Bayern. Mutter erlaubte mir trotz Bitten und Betteln nicht, mich Ihnen anzuschließen. Bayern wo unsere Verwandten waren, war zu weit und ihm nahen Österreich waren die Russen. Man hört von Toten an der Grenze und auch von Vergewaltigungen, da verließ uns auch der Mut zu einer Flucht.

Wir schrieben nun lange Listen, was wir auf jeden Fall mitnehmen müssten und was wir zurücklassen könnten, schrieben Mutters Lieblingsrezepte in ein Schulheft, rissen die Photos, die uns alle wertvoll waren, aus den Alben und schlichteten sie zwischen die Wäsche und versuchten das Gewicht auf 50 kg zu vermindern. Siegfried hörte unsere Planungen mit an. Eines Tages stellte er sich kampfbereit vor Mama: „Mein Bett lasse ich aber nicht da! Mein Bett muss mit!“ „O Dittideins! das wird wohl nicht gehen“, sagte Mama. Aber Siegfried jammerte nur um sein Bett, sodass wir das Bett von jetzt an in die Vorplanungen mit einbezogen.

## **Wir finden unseren Vater wieder**

Mittlerweile war es Februar geworden. Am Abend vor Siegfried 5. Geburtstag, dem 19. Feber saßen wir bei Petroleumlicht bei unserem kargen Abendbrot, als es an der Türe klopfte. Es war Fräulein Hable, eine junge Nachbarin, die im Forstamt im nahen österreichischen Sonnenwald arbeitete, was mit einem Grenzschein damals noch möglich war. „Sind sie allein?“ fragte sie und fuhr hastig fort:

„Einen schönen Gruß vom Herrn Woldrich. Der Herr ist beim Förster Holzner in Sonnenwald und sie sollen morgen hinüber kommen. Die Grenzstreife geht um 9 Uhr bei der Krennmühle vorbei, nachher ist es am sichersten. Gute Nacht!“ und fort war sie, bevor wir etwas begriffen hatten und nachfragen konnten. Wo war Vater? Wer war in Sonnenwald? Was sollen wir? Plötzlich die Erleuchtung: Vater war in Sonnenwald! Nur zwei Kilometer weg! – Sofort wollten wir packen und alle drei zu ihm!

Langsam wurden unsere Gedanken klarer und nach lagen Überlegungen, entschloss sich Mutter, alleine über die Grenze zu gehen. In der Nacht taten Mutter und ich kein Auge zu. Was war mitzunehmen, was zu besprechen? Das schlimmste: Es konnte, wenn Mutter von den Grenzposten erwischt wurde, ein Abschied für lange – vielleicht sogar für immer sein -.

Als Mutter am nächsten Tag aufbrach, bekreuzigte sie uns beide. „Bleibt brav! Siegfried, folge der Traudi! Pass gut auf Siegfried auf! Behüt` Euch Gott!“ Rasch wandte sie sich um, damit wir ihre Tränen nicht sehen sollten – und fort war sie.

In der Krennmühle wartete sie die Grenzstreife ab und stapfte dann im tiefen Schnee mit dem Rucksack in dem alles war, was wir für Vater gerettet hatten, ein Paar Schuhe und etwas Wäsche, den Berg zum Forsthaus am Waldrand hinauf. Frau Holzner hatte Mutter schon erwartet. „Gott sei Dank, dass Sie gekommen sind! Ihr Mann wollte sich kaum halten lassen. Er wollte unbedingt selbst über die Grenze gehen und Sie holen. Er glaubt nicht, dass er Ihnen besser helfen kann, wenn er hier bleibt, als wenn er in die Tschechei geht.“

Es war ein langes Gespräch, das die Eltern miteinander führten. Vater entschloss sich, in

Österreich zu bleiben und uns Nachricht zu geben, wenn er irgendwo in Österreich eine Stelle bekäme. Schließlich war er ja Lehrer des Gaus Oberdonau gewesen. Mutter gab ihm die Anschrift seines Bruders Otto in Staffelstein.

Als sich Mutter wieder auf den Heimweg machte, holte Vater eine Apfelsine aus der Tasche: „Für Siegfried, zum Geburtstag! Die hat mir Tante Julie letzte Woche geschenkt, als sie mich im Gefangenenlager in Salzburg besuchte.“

Es war schon fast dunkel, als Mutter an jenem unvergessenen 19. Februar wieder zu uns zurückkehrte. Ich weinte vor Erleichterung. Siegfried spielte hingebungsvoll mit seiner Apfelsine. So einen schönen, duftenden, goldenen Ball hatte er noch nie besessen. Und dass man ihn auch noch essen könnte, das ging über seine Begriffe. Für uns alle war plötzlich alles anders geworden. Wir hatten unseren Vater wieder – nun würde alles gut werden! Wir waren wieder eine Familie mit Zukunft!

Vater ging auf den Rat seines Freundes Holzner nach Aigen. Er fand dort eine Arbeit in einem Sägewerk und ein kleines Stübchen zum Wohnen. Viele geflohene Oberplaner lebten damals in Aigen. Sie kochten für Vater und wuschen seine Wäsche. Alle waren eine große Familie.

Vater zog nun von Schulamt zu Schulamt, um eine Stelle an einer Hauptschule zu bekommen. Aber plötzlich war er nicht mehr ein Lehrer des Gaus Oberdonau, sondern ein „unerwünschter Volksdeutscher“. Und als in Aigen die Russen verboten, Sudetendeutschen Arbeit zu geben, floh Vater, als der Schnee nicht mehr so hoch war, über die Grenze nach Bayern. Aber auch hier hatte er mit einer Anstellung kein Glück: Nicht in Passau, nicht in Wegscheid, nicht in Regensburg.

Da meldete er sich in Regensburg in einem Flüchtlingslager zur Aufnahme. Er hatte jede Eigeninitiative verloren – nun wollte er sich durch den Zufall treiben lassen. Ein Transport wurde zusammengestellt, der nach Norden ging. In Nürnberg blieb der Zug für einige Zeit am Bahnhof stehen. Wie sah die Stadt nun aus, die Vater vor einigen Jahren so bezaubert hatte? „Wenn der Krieg zu Ende ist, fahren wir zuerst einmal nach Nürnberg!“ Wie oft hatte er das daheim in Oberplan geplant.

Weiter ging es nach Norden: Bamberg, Lichtenfels. Stand dieser Name nicht auf dem Zettel mit Ottos Adresse? Stublang bei Staffelstein, über Lichtenfels. In Kronach hielt der Transport. Vater wurde bei einem Kleinbauern in Theisenort eingewiesen. – Sein erster Weg war Stublang, wo er seine Brüder Otto und Wenzel fand. Dann wurde ein langer Brief geschrieben nach Glöckelberg im Böhmewald.

„Meine Lieben! Ich bin nun im Frankenwald gelandet. Die Kreisstadt heißt Kronach und erinnert mit seiner Burg und seinen mittelalterlichen Straßen etwas an Krummau. Wenn ihr auf dem Atlas sucht, findet Ihr es in der Gegend von Coburg, Bamberg, Bayreuth, in der Nähe des Thüringer Waldes. Ich habe mich am Schulamt gemeldet und habe ein bisschen Hoffnung auf eine Stelle an einer Volksschule. Otto ist auch hier in der Nähe und bei ihm kann auch Walfriede ihren Bruder finden. Ich arbeite in Theisenort bei einem Bauern. Kommt bald! Wendet Euch an Otto. Vielleicht bleibe ich nicht lange hier in Theisenort. Hoffentlich kommt dieser Brief an. Liebe Grüße! Euer Vater.

Der Brief erreichte uns – erstaunlicherweise. Es war kurz vor Ostern 1946.

## Abschied

Noch ein zweiter Brief kam in diesen Tagen vor Ostern in Glöckelberg an. Er war in Eltville am Rhein aufgegeben worden und von Großvater geschrieben. Wie waren wir erleichtert, als wir diesen Brief in Händen hielten. War doch Anfang März ein Brief an den Großvater mit dem Vermerk

„Odsun“ zurückgekommen. „Odsun“, Abschub also, nannten die Tschechen diese „ethnische Säuberung“, bei der über 3 Millionen Menschen ihre Heimat verlassen mussten, deren Vorfahren oft 500 Jahre auf ihren Höfen saßen und das Land zum blühenden Garten gemacht hatten. Über 250.000 Kinder, Frauen und Greise überlebten diese „ethnische Säuberung“ nicht.

Nun, wir waren froh, dass Großvater lebte, wenn auch die Nachrichten nicht sehr erfreulich waren. Von Hunger schrieb Großvater, von zerstörten Städten im Westen und dass er in den nächsten Wochen zu Tante Ida in die Oberpfalz ziehen könne, die in einem kleinen Dorf wieder eine Anstellung hätte. Sie hatte Karlsbad, wo sie als Lehrerin angestellt war, verlassen müssen mit einer Handtasche im Arm und den verwundeten Onkel Reinhard auf einem Handwägelchen hinter sich herziehend.

Uns hielt nichts mehr in der Heimat. Vater war in Deutschland, in Bayern, in Franken. Dahin wollten wir nun auch so bald wie möglich. Großvater war in der Oberpfalz. Wir strebten nun möglichst schnell auch nach Bayern zu kommen.

Wir setzten uns mit Tante Walfriede, die noch in Oberplan war, in Verbindung, um ihr mitzuteilen wo ihr Mann Wenzel war, bei Onkel Otto nämlich. Ab und zu kam ein Oberplaner aus Bayern zu seinen Eltern nach Glöckelberg, schwarz und bei Nacht über die gut bewachte Grenze. „Nehmt alles mit, was ihr nur mitnehmen könnt. In Deutschland gibt es nichts zu kaufen. Keinen Zwirn und keine Nadel, kein Geschirr und keine Wäsche, keinen Besen und keine Schaufel, einfach nichts. Und zu essen gibt es auch nichts.“ – Alles mitnehmen! – und nur 50 Kilogramm pro Person!?

Wir fingen wieder an zu planen und zu packen. Zum wievielten Mal eigentlich? Und Siegfried hatte nur sein Bett im Kopf. Also planten wir sein Kinderbett bis obenhin vollzupacken, den großen Reisekorb und die große Badewanne ebenso. In je zwei ungebügelt Kopfkissenbezüge kamen je zwei Kopfkissen, in einen Bezug Siegfrieds Zudecke. So hofften wir, für Vater sein Federbett durch die Kontrolle zu retten. Wir hatten schon fast fertig gepackt, als die ersten Familien in Glöckelberg einen Ausweisungsbefehl bekamen. Wir waren nicht dabei. Aber eine andere Frau mit zwei Kindern stand auf der Liste, die noch nicht fort wollte, weil sie meinte, ihr Mann finde sie in der Heimat leichter. Wir durften mit ihr tauschen.

So fanden wir uns am 30. April 1946 an der Sammelstelle beim Kreuzwirt in Glöckelberg ein, mit den letzten Resten unseres Eigentums: Eine Badewanne, ein Kinderbett, einen Reisekorb und drei Rucksäcke mit Verpflegung. Und Siegfried zog natürlich seinen Schlitten hinterher. Er war außer seinem Bett sein größter Tröster geworden. Gottlob war es ein sonniger Tag, dieser 30. April. Unsere ganze Habe stand im Hof des Gasthauses und die tschechischen Kontrolleure stürzten sich wie die Geier auf die Gepäckstücke, zogen jedes Kleidungs- und Wäschestück einzeln aus den Bündeln. „To je hesky“ bemerkten sie bei manchen Gegenständen und legten sie auf einen Berg.

„Das ist schön“ hieß das, und mit dieser Bemerkung ging es in ihr Eigentum über. Uns erleichterte man so noch um unsere beste Bettwäsche und einige Tischdecken. Dann wurde

jeder einzeln in eine Kabine beordert und musste sich nackt ausziehen. Ohren wurden genau untersucht, After und Scheide abgetastet, ob nicht Wertgegenstände drin verborgen wären. Der kleine Siegfried musste auch alleine in den Raum und sich ausziehen. Seine Mütze erregte das Interesse der Kontrolleure. Sie war selbst genäht und mit Packpapier versteift. Man vermutete Geld darin versteckt, aber er schien doch glaubwürdig zu sein, als er sagte, Papier ist da drinnen. Draußen setzte er sich auf den Schlitten und wartete. – Da jagte ihn ein Soldat vom Schlitten auf und stellte diesen in eine andere Ecke. Nach einiger Zeit, als der Kleine müde war, holte er seinen Schlitten wieder, um sich darauf zu setzen. Da fuhr ihn der Soldat barsch an und warf den Schlitten voller Wut in die Ecke, dass es krachte. Siegfried stand dabei und weinte.

Mittlerweile waren die Lastautos gekommen, die unsere Sachen nach Krummau bringen sollten. Die Bündel und Kisten wurden aufgeladen. Natürlich erregte auch das Kinderbett Ärger. Im letzten Moment, als auch die Leute schon am Wagen waren und das Auto schon starbereit war, hieften Freunde tatsächlich noch das Kinderbett auf die Ladefläche. Die Freunde winkten uns nach – die Frauen auf dem Auto weinten still vor sich hin. Es waren viele, die Verwandte zurück ließen und nicht wussten, ob sie sich wieder sehen würden. Es waren aber auch viele, die in den Ställen Vieh zurückließen und sich sorgten, wer sich nun darum kümmern würde. Oder waren die Kühe, Pferde und Hunde auch „Nemci-Nazi“?

Als die Autos zur Moldau kamen, stimmten einige Frauen das Wuldalied an. Trotz dem klang das

„Muaß außi a schwimma, ober drauß bleib i nimmer, mei Hoamat is s`Best.“ Aber dann mischte sich wieder Schluchzen in den Gesang. Wohin? Wohin? Die Befürchtung, nach Sibirien zu kommen war nun doch zerstreut worden. Aber auch das zerstörte Deutschland war Fremde.

## **Im Lager in Krummau**

Zuerst einmal wurden wir im ehemaligen Arbeitsdienstlager in Krummau einquartiert. Wir kamen in einen Verschlag mit drei Bettstellen. Eine davon war, wie sich später herausstellte, ein flachgelegter Schrank. Es waren Strohsäcke darauf. Wir packten unsere Betten aus und warteten ab. Abends gab es eine dünne Gemüsesuppe und ein Stück Brot. Dann legten wir uns hin und versuchten zu schlafen.

Für die Notdurft war eine Latrinenbaracke aufgestellt. Sie war am anderen Ende des Lagers. Es war eine lange Baracke mit einem Balken, auf den man sich setzen musste, keine Zwischenwände, alle Scham musste verdrängt werden. Unten im Latrinengraben wimmelte es von Gewürm, oben summten die Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer. Wir waren froh um unseren Nachttopf, dass wenigstens Siegfried nicht auf diese Latrine gehen musste.

Am Morgen gab es schwarzen Kaffee ohne Zucker und ein Stück Brot, mittags wieder eine Suppe mit undefinierbaren Zutaten. Schon am zweiten Tag merkten wir, dass unsere Bettwäsche voller Floh-Spuren war. Am dritten Tag hatte Siegfried lauter Flecken im Gesicht. Wir fürchteten, er hätte Masern. Andere Kinder hatten die Flecken auch. In der Nachbarkoje schlief ein älterer Mann. Der stellte gleich fest: „Das sind Wanzen, die kenn ich aus Russland“. Er schlug vor, die Betten nach draußen zu tragen. Er zerlegte die Betten und brannte mit einer Kerzenflamme die Wanzen aus den Fugen der Bettgestelle heraus. „Decken Sie den Buben in der Nacht mit einem Leintuch zu, sein Blut scheint den Wanzen zu schmecken“, sagte der Mann zu meiner Mutter.

Am nächsten Tag fieberte Siegfried. Den schwarzen Kaffee verweigerte er, Milch war nicht zu bekommen. Mama und ich knieten an seinem Bett und bettelten: „Trink doch Dittideins, sonst können wir nicht zu Papa fahren!“ aber er trank nicht. „Milch! Milch!“ jammerte er immerzu. Wieder war der Bauer aus der Nachbarkabine unser Helfer. „Das wäre doch gelacht, wenn ich keine Milch bekäme“, sagte er. Und wirklich brachte er nach einiger Zeit einen Topf Milch. Ob er ihn wegen seiner Tschechisch-Kenntnisse aus der Küche geschenkt bekam, oder ob er ihn gestohlen hatte, wir wussten es nicht. „Wer lang fragt, geht weit irr“, gab er auf unsere Fragen zur Antwort. Wir wussten weder seinen Namen, noch woher er war. Wir wissen nur, dass er wahrscheinlich Siegfried das Leben gerettet hat.

Etwa fünf Tage waren wir im Lager in Krummau. Wir wussten nicht, was um uns herum geschah, Siegfried war der Mittelpunkt unseres Denkens. Die Folgen des Lageraufenthaltes sollten aber bei mir lang anhaltende Spuren hinterlassen. Ich bekam in diesen Tagen wieder einmal die Regel. Es war fürchterlich, die Latrine zu benutzen, es war fürchterlich zwei Tage im verschlossenen Viehwaggon zuzubringen. Ich wünschte von Herzen, nie mehr die Regel bekommen zu müssen. Und dieser Wunsch sollte mir auch für lange Zeit erfüllt werden. Viele Arztbesuche, viele peinliche

Fragen musste ich durchstehen, bis mein Körper wieder normal reagierte. Nach dem Ausbleiben der Regel und deren Wiederkehr wurde ich zur Bettnässerin. Erst zwischen meinem 18. und 20. Lebensjahr verlor sich dieses Leiden. Es folgten also schlimme Jahre, auch noch in der neuen Heimat.

Wir waren erlöst, als es hieß, das Lager würde am nächsten Tag geräumt, der Transport würde in Richtung Deutschland geschickt. Das wichtigste war, dass Siegfried wieder einigermaßen gesund war, selbst laufen und seinen kleinen Rucksack tragen konnte. Nur weg, nur weg von diesem Seuchenherd, wohin auch immer!